

Reader zur Veranstaltungsreihe „#baseballschlägerjahre“



Impressum:

INWOLE e.V.
R. Breitscheidstraße 164
14482 Potsdam
info@foerderverein-inwole.de
www.inwole.de
www.gedenkerfahrten.org

Am 7. November 2019 veröffentlichte der Journalist Christian Bangel in der Zeit einen Artikel über seine Erlebnisse in seiner Heimatstadt Frankfurt/ Oder: <https://www.zeit.de/2019/46/neonazis-jugend-nachwendejahre-ostdeutschland-mauerfall>

Darin beschrieb er die rechtsextreme Hegemonie und Gewalt, die viele junge, nichtrechte Jugendliche und Menschen anderer Kultur in den 90`er Jahren in Ostdeutschland erlebt haben – symbolisiert durch den Einsatz von Baseballschlägern.

Dieser Hashtag ging auf Twitter in den Wochen danach – viral – wie es in der Sprache der sozialen Netzwerke heißt.

Hunderte Menschen haben dabei ihre Erlebnisse geschildert, auch sehr viele aus dem Land Brandenburg, so aus Schwedt, Angermünde, Finsterwalde, Cottbus, Bernau, Finsterwalde.

Der immer wiederkehrende Tenor: In vielen Klein – und Mittelständen in Ostdeutschland gab es in den 90`er Jahren eine Situation, in der rechtsextreme Gewalttäter das öffentliche Bild bestimmten, die Jugendkultur dominierten, Angst und Schrecken verbreiteten und Räume schufen, in denen nichtrechte Jugendliche, Migrant*innen, Menschen aus anderen Religionen, Obdachlose oder Menschen mit einer anderen sozialen Orientierung gefährdet waren.

In einem Zeitartikel aus dieser Zeit heißt es zum Beispiel: „Hier, auf wenigen Quadratmetern, igeln sich jene ein, die wie Evelin und Frank nicht zum rechten Mainstream gehören. Die öffentlichen Plätze, am Bahnhof etwa, sind anderweitig vergeben.“ -

https://www.zeit.de/1998/05/Zecke_verrecke_/komplettansicht

Heute, 30 Jahre nach dem, was manche als „Wiedervereinigung“ feiern, ist das Thema wieder da. Deshalb ist wichtig, auch zu erzählen, zu analysieren, was in den 90`er Jahren schief gelaufen ist, welche gravierenden und nachdrücklichen kulturellen und politischen Verwerfungen dieser Prozess in Ostdeutschland – auch in Brandenburg hervorgebracht hat.

Dies ist von zusätzlicher Bedeutung, wenn wir heute versuchen wollen, die Wahlergebnisse der AFD zu analysieren.

Hängt da vielleicht was zusammen? Sind die Wähler und Aktivist*innen der AFD vielleicht auch die Gewalttäter der 90`er – samt ihrer Familien und Kinder?

Hier dokumentieren wir Texte, Zeitungsartikel und Analysen der #baseballschlaegerjahre in Brandenburg ...

... und freuen uns auf Eure Berichte und Geschichten.

Es wird Zeit, sie zu erzählen!

info@foerderverein-inwolle.de

Neonazis: Baseballschlägerjahre

Prügel, Drohungen, Beleidigungen – in den Nachwendejahren dominierten Neonazis vielerorts den ostdeutschen Alltag. Nun erzählen Hunderte Menschen aus Ost und West, was sie damals erleiden mussten.

Von [Christian Bangel](#)

6. November 2019, 16:46 Uhr Editiert am 7. November 2019, 10:56 Uhr DIE ZEIT Nr. 46/2019, 7. November 2019

Begonnen hat alles mit einem Zeitungsartikel. In der vergangenen Woche las ich in der Online-Ausgabe der Wochenzeitung *Freitag* einen Text von Testo, einem Rapper, der 1988 in der DDR geboren wurde und mit bürgerlichem Namen Hendrik Bolz heißt.:

Glatze, Bomberjacke, Springerstiefel, "Heil Hitler!", Lonsdale, Alpha, "Schnauze, du Jude!", das war auch in meiner Umgebung die prägende Jugendkultur, das war provokant, hart, das war die Spitze der Coolness. Faschos waren allgegenwärtige Begleiter meiner Kindheit, waren Kassierer im Supermarkt, Erzieher im Ferienlager, große Geschwister von Freunden, die auf dem Schulweg nett winkten, und sie bildeten Gruppen, die vor Haustüren und auf Spielplätzen lungerten und den öffentlichen Raum unangefochten beherrschten.

Dasselbe hätte ich über meine Heimatstadt Frankfurt (Oder) in den Neunzigern schreiben können, über jene Zeit, als ich mit langen Haaren und ausgelatschten Schuhen durch die Stadt lief. Meist trottete ich durch die Straßen. Manchmal musste ich rennen. Dann, wenn die Glatzen im Dutzend auf mich zuliefen.

Es ist Menschen, die das nicht erlebt haben, schwer zu erklären, wie es war, als Neonazis die Straßen dominierten. Dass es so etwas wie rechten Alltagsterror in Deutschland tatsächlich gibt. Und dass das, was damals in den Neunziger- und Nullerjahren geschah, keine Einzelfälle waren.

Ich teilte den Text von Hendrik Bolz bei Twitter. Und bat andere, von ihren Erfahrungen zu erzählen, unter dem Hashtag #baseballschlägerjahre. Hunderte Menschen meldeten sich, sie erzählen davon, wie sie von Neonazis bedrängt wurden, auf Konzerten, in Bussen, auf Schulhöfen. Verbal, mit bloßen Händen, Messern, Schreckschusspistolen oder eben mit Baseballschlägern.

Da ist der Mann, der von einer Technoparty im brandenburgischen Freienwalde berichtet: Vier Neonazis hätten ihn zum Klo geschleppt, zusammengeschlagen und mit einer Waffe am Kopf bedroht. "Ich sollte mich entschuldigen, einen von ihnen Nazi genannt zu haben."

Oder ein anderer, dessen Lehrerinnen ihm gesagt hätten, sie könnten ihn zwar nicht schützen, aber zumindest darauf hinweisen, "dass die Versicherung der Schule nur bezahlt, wenn ich auf dem 'direkten Schulweg' meine Zähne eingeschlagen bekomme".

Ein Journalist berichtet, dass er im Jahr 2000 in Cottbus einen Vortrag über die bei Rechtsextremen beliebte Klamottenmarke Thor Steinar besuchte. 20 Neonazis hätten die Veranstaltung gestürmt. "Ich landete in der Notaufnahme."

Manche der Geschichten sind in ihrer Brutalität kaum zu fassen, andere handeln vom Alltagsleben in dieser tristen Zeit. Von Schlägereien, denen man gerade so entkam, von der ständigen Wachsamkeit, mit der man durch die Straßen lief. Und immer wieder: vom Gefühl, dass die Polizei nicht helfen wird. Sei es, weil die Polizisten überfordert waren, sei es, weil sie die Gewalt nicht

besonders ernst nehmen. Es traf ja nicht sie selbst. Es traf Ausländer, Deutsche mit Migrationshintergrund, Obdachlose oder Teenager, die falsch aussahen oder zur falschen Zeit am falschen Ort waren.

Mancherorts waren die Leute von der Antifa die Einzigen, die sich den Nazis in den Weg stellten, und oft verfügten sie über mehr Informationen als manches Verfassungsschutzamt. Dass viele ihnen bis heute dankbar sind – wen wundert es?

Die Menschen, die in den vergangenen Tagen ihre Erfahrungen geteilt haben, sind Wissenschaftlerinnen und Musiker, Abgeordnete und Antifa-Aktivistinnen, Ingenieure, Fußballfans, Pfarrer. Ihre Geschichten sind nicht verifiziert, aber viele schreiben mit Klarnamen und teils unter Angabe ihres Berufes über sehr konkrete Orte und Begebenheiten. Und die schiere Zahl der Geschichten zeigt, dass sie von der Erfahrung einer Generation berichten. Die kollektive Erfahrung derer, die in den Neunzigern und Nullern als Teenager ein bisschen anders als der rechte Mainstream sein wollten und dafür einen Preis zahlen mussten.

Rechtsextremisten haben in Deutschland seit 1990 dutzendfach getötet. Wie viele Menschen genau ihnen zum Opfer fielen, lässt sich schwer sagen, die Zahlen variieren je nach Quelle. Laut Bundeskriminalamt sind es 85. Laut Amadeu-Antonio-Stiftung 198. Dazu kommen Tausende Verletzte, Geschlagene, Verängstigte, Traumatisierte.

Kürzlich fiel mir eine Ausgabe der *Märkischen Oderzeitung* aus dem Jahr 1998 in die Hände. Darin wurden die rechtsextremen Vorfälle aufgelistet, die sich über die Silvestertage in Brandenburg ereignet hatten. Kostprobe:

In Mahlow bei Potsdam wurde ein 14-jähriges Mädchen von sieben Teenagern misshandelt. Sie wurde geschlagen, ihr wurde das Haar geschoren und ein Hakenkreuz auf die Brust gesprüht.

In der Uckermark veranstalteten rund 100 "rechtsgerichtete Jugendliche" trotz Verbots eine "Silvesterfeier". Als Polizisten versuchten, die Veranstaltung aufzulösen, griffen die Jugendlichen sie mit Gehwegplatten an und schlugen den Einsatzleiter zusammen.

In Eberswalde attackierten zehn Neonazis einen türkischen Koch. Sie hielten ihm eine Schreckschusspistole an den Kopf.

Immerhin reagierte Ministerpräsident Manfred Stolpe auf diese Taten, die sich wohlgernekt in nur einem Bundesland innerhalb weniger Tage ereignet hatten. Er nannte sie "Einzelfälle" und die Täter "Banditen", was immer noch besser war als die Strategie von Sachsens Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, der den Neonaziterror routiniert wegschwieg.

Es waren genau diese Neunziger, in denen die Terrorzelle NSU entstand, geschützt von einem Umfeld aus stillschweigender Sympathie oder schierer Angst. Eine Frau, die laut ihrem Twitter-Account heute in Köln lebt und damals in Jena wohnte, sagt, man habe damals schon gewusst, dass auf Konzerten "für eine bewaffnete Nazi-Gruppe aus Jena gesammelt wird".

Und es gab weit mehr als den NSU, dessen rassistische Morde erst im Jahr 2011 aufgedeckt wurden.

Manche dieser Trupps, vor denen wir früher wegrennen mussten, haben den langen Marsch durch die Institutionen angetreten. Es gibt Rechtsextremisten bei der Polizei und bei der Bundeswehr und

in den AfD-Fraktionen. Was wird in 2020er-Jahren sein? Wird dann ein früherer Bomberjackenschläger Innenminister sein?

Die Baseballschlägerjahre haben ihre Spuren auch in den Köpfen jener hinterlassen, die heute keiner rechten Gruppierung angehören. Das kann man auch in der Zusammensetzung der AfD-Wählerschaft erkennen. Bei der Landtagswahl in Thüringen stimmten die Älteren seltener rechtspopulistisch. Es waren vor allem die 18- bis 55-Jährigen, die die AfD gewählt haben. Das ist die Kohorte derer, die zur Wende noch gar nicht geboren oder bis 25 Jahre alt waren. Also auch meine Altersgruppe, in der viele vor den Nazis wegrannten, aber in der auch viele selbst Bomberjacken trugen.

Die Regierenden, aber auch Medien in Ost und West haben die Bomberjackenträger und die von ihnen verbreitete Angst nicht ernst genug genommen. Hätten sie es getan, dann hätte das auf Polizisten, Staatsanwälte, Verfassungsschützer, aber selbst auf die Neonazis eine Wirkung gehabt. Das sieht man zum Beispiel an Brandenburg.

Dort gründete die Landesregierung Ende der Neunziger die Mega, die "Mobile Einsatzeinheit gegen Gewalt und Ausländerfeindlichkeit". Diese Untereinheit des Staatsschutzes beobachtete die Szene, sammelte Wissen, und vor allem gab sie den Neonazis das Gefühl, beobachtet zu werden. "Stalken muss man die", sagte ein Beamter vor Jahren. Mit Erfolg. Die Szene schrumpfte, später wurde die Einsatzeinheit ihrerseits wegen Sparmaßnahmen verkleinert.

Neue Neonazis sammeln sich heute in Türsteher- und Kampfsportszenen, in rechtsextremen sogenannten Bürgerinitiativen. Zugleich dockt der Rechtsextremismus geschickter an das konservative Bürgertum an. Etwa, wenn er von der rechten Gefahr ablenkt, indem er eine angeblich linke Durchdringung der Gesellschaft anprangert.

Vor ein paar Tagen reagierte ein Mitarbeiter von Friedrich Merz auf dessen Twitter-Account auf die #Baseballschlägerjahre. "Die späten 1960er", schrieb er oder sie, "waren gewalttätiger, aus ihnen erwuchs der Linksterrorismus, unter dessen Folgen viele Opferfamilien noch heute leiden."

Heute lässt sich jedoch vielerorts beobachten, wie Konservative aus Angst vor der AfD eine neue Bedrohung durch Linke großreden, während das rechtsradikale Ausgrenzen von ganzen Menschengruppen irgendwie als verzeihlich erscheint. So entsteht eine Debattenlage, die der Realität widerspricht und die Rechtsextremisten für sich zu nutzen wissen. Wie in den Neunzigern, als die finsterbraune Realität in zahllosen deutschen Städten und Dörfern nur die wenigsten interessierte.

Wie ist es möglich, dass Talkshows, Bundestagsdebatten, Zeitungstitel sich der Bedrohung der Meinungsfreiheit durch Linke widmen, während fast unbeachtet bleibt, wie viele junge Leute noch immer aus Angst vor Neonazis die ländlichen Räume verlassen? Wie kann man ernsthaft den AfD-Rechtsaußen Björn Höcke mit dem linken Ministerpräsidenten Bodo Ramelow vergleichen? Haben wir nichts gelernt aus dem Aufstieg der Neonazis nach 1989?

Bis zum Redaktionsschluss am Dienstag haben sich auf Twitter unter #baseballschlägerjahre viele Menschen zu Wort gemeldet, aus Ostdeutschland, manche auch aus dem Westen. Nur die, die vom rechten Terror am stärksten betroffen sind, sind weitgehend stumm geblieben: Menschen mit

Migrationshintergrund. Menschen wie Habib, dessen Freund Raban unter dem Hashtag #baseballschlägerjahre seine Geschichte aufschrieb.

Sie geht so: Habib wuchs zu DDR-Zeiten in Leipzig auf, als Sohn eines syrischen Medizinstudenten. Gleich nach der Wende zog er in die Niederlande, kam aber 1990 in seine Heimatstadt Leipzig zurück, um Freunde zu besuchen. Schon am Hauptbahnhof wurde er von Neonazis überfallen und halb totgeschlagen. Als er kurz darauf blutüberströmt vor der Tür seines Freundes Raban stand, sagte er: "Heute bin ich das letzte Mal in Deutschland." Habib verschwand, nach Amsterdam, später nach Asien, dann verlor sich seine Spur. Seine Mutter hat einen Privatdetektiv beauftragt, sogar in Australien wird Habib vermutet. Nur in seiner alten Heimat, in Leipzig, da ist er sicher nicht.

Quelle: Zeitonline 6.11.2019

Baseballschläger zu Schusswaffen

Die Aufarbeitung der »Baseballschlägerjahre« nach dem Ende der DDR ist wichtig. Doch leider geraten bei der Beschäftigung mit dieser Zeit häufig die Kontinuitäten aus dem Blick.

Von

Markus Liske Jungle World

Nach jedem neuen Akt rechtsextremer Gewalt ist zuverlässig irgendwo zu lesen, die gegenwärtige Lage erinnere an die Pogromzeit der neunziger Jahre. Es ist ein Gänsehautvergleich, der bei manchen, die diese Zeit erlebt haben, an Traumata rührt. Jüngere hingegen können sich den Furor schwer vorstellen, mit dem damals in kurzer Zeit eine nazistische Massenbewegung Straßen und Schulhöfe flutete. Zur Aufpäppelung der Imaginationskraft der Nachgeborenen sind inzwischen mehrere autobiographisch geprägte Romane über jene Zeit erschienen, und seit Ende Oktober gibt es auch einen Hashtag zum Thema: #baseballschlägerjahre. Endlich, möchte man sagen, nachdem die alltägliche Gewalt jener Zeit bereits aus dem kollektiven Gedächtnis zu schwinden drohte. Nur, haben sie denn je wirklich aufgehört, die »Baseballschlägerjahre«?

Was der Vergleich zwischen heute und damals, gewollt oder ungewollt, stets mittransportiert, ist der Mythos, in der Zwischenzeit habe es irgendwann einmal eine Phase der Besinnung und friedlichen Einkehr gegeben. Während der Fußballweltmeisterschaft 2006 vielleicht, als »die Welt zu Gast bei Freunden« war und Politik und Medien sich daran berauschten, dass es offenbar nicht zwangsläufig zu Pogromen führt, wenn sich Deutsche massenhaft unter Nationalfahnen versammeln? Worauf aber bezogen sich die Warnungen überhaupt, die gefährlichen neunziger Jahre waren doch vorbei?

Dieses gelungene Nationalmarketing übertünchte seinerzeit, dass vor der WM englischsprachige Reiseführer Rassismus und Nazigewalt in Ostdeutschland thematisiert, das US-Außenministerium eine Reisewarnung ausgesprochen und der Afrika-Rat, ein Dachverband afrikanischer Vereine und Initiativen in Berlin und Brandenburg, eine Liste mit Ratschlägen zum Verhalten bei rassistischen Angriffen veröffentlicht hatte. Der Kommentar des damaligen Bundesinnenministers Wolfgang Schäuble (CDU): alles nur »Betroffenheits- und Erregungsrhetorik«, schließlich würden auch »blonde, blauäugige Menschen Opfer von Gewalttaten«.

Recherchen der Amadeu-Antonio-Stiftung zufolge ermordeten Rechtsextreme zwischen 2000 und 2005 57 Menschen – nur 13 weniger als im Zeitraum von 1990 bis 1995. Die Stiftung zählt

198 Todesopfer rechtsextremer Gewalt seit 1990, das Bundeskriminalamt und die Landespolizeien 100 seit dem 3. Oktober desselben Jahres. Das liegt auch daran, dass die Polizei rechtsextreme Tötungsdelikte teilweise erst nach Jahren als solche einstuft. Erst im vergangenen Monat wertete das nordrhein-westfälische Landeskriminalamt einen im Oktober 2003 von einem Rechtsextremen begangenen Dreifachmord als rechtsextrem motiviert.

2014 wurde Pegida gegründet, und im selben Jahr begann auch der Siegeszug der AfD, der zu Erfolgen bei der Europawahl und den Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen geführt hatte. Der braune Aufmarsch fand bald neue Aktions- und Präsentationsformen, bildete mit Verlagen, Zeitschriften und Web-Präsenzen ein dichtes rechtsextremes Netzwerk, das den rassistischen Studienrat mittlerweile ebenso passgenau versorgt wie den jungen Stiefelnazi. Weil aber nicht sein kann, was nicht sein darf, wird auch in bürgerlichen Kreisen die Legende gepflegt, Bundeskanzlerin Angela Merkels (CDU) Entscheidung, die Grenzen im Sommer 2015 nicht zu schließen, sei der Auslöser für eine Welle rassistischer Gewalt sowie die fortschreitende Verbreitung rechtsextremer Einstellungen gewesen. Angaben des Bundesinnenministeriums zufolge nahm die Zahl rechtsextrem motivierter Gewalttaten bereits 2014 (1 029 Fälle) im Vergleich zum Vorjahr (837 Fälle) um mehr als 20 Prozent zu.

So nötig es ist, an die »Baseballschlägerjahre« im Zuge der sogenannten Wiedervereinigung zu erinnern – an all die brennenden Häuser, Morde und Menschenjagden –, so unerlässlich ist es, sich der Kontinuität der Entwicklung seither bewusst zu werden. Zwar gab es den Begriff »besorgte Bürger« in den Neunzigern noch nicht, ein politisches Interesse daran, zwischen den Brandstiftern und der ihnen zujubelnden Menge zu differenzieren, aber schon. Um die große Nationalerzählung von einer rundum gelungenen »Wiedervereinigung« nicht zu beschädigen, wurde die offensichtliche Affinität weiter Kreise zu rassistischem und völkischem Gedankengut einfach ausgeblendet und jedes neue rechtsextreme Fanal seither konsequent isoliert betrachtet: NSU, Pegida, das »Hannibal«-Netzwerk, der Mord an Walter Lübcke, das Attentat von Halle und so weiter.

Dabei brauchte es in all den Jahren nie sonderlich viel politische Expertise, nur offene Augen, um die Problematik zu erkennen. Schon ein Reiseführer von 2006 aus der Reihe »Culture Shock!« betonte, es gebe unter den sogenannten Normalbürgern »leider eine beträchtliche Zahl, die weitgehend mit den Ansichten der Neonazis im Bezug auf Ausländer übereinstimmen«. Die politische Weigerung, dieser Tatsache mit großangelegten Bildungsoffensiven und kontinuierlicher Förderung antifaschistischer Projekte zu begegnen, führte in vielen Regionen zur Verfestigung rechtsextremer Einstellungen. Als »geschlossene rechte Raumstrukturen« bezeichnete das kürzlich eine Studie des Jenaer Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft (IDZ). Die Studie belegt auch die Relevanz dieser ideologischen »rechtsextremen Landnahme« für den Wahlerfolg der AfD bei der Landtagswahl in Thüringen im Oktober 2019.

Zu einem Umdenken in den selbsternannten »Parteien der bürgerlichen Mitte« werden diese Ergebnisse wohl leider nicht führen. Denn so wie man in den Neunzigern stets bemüht war, Naziangriffe zu »Auseinandersetzungen zwischen Rechts- und Linksextremen« umzudeuten, setzt sich mittlerweile die AfD-Propaganda von einer das Grundrecht auf Meinungsfreiheit einschränkenden Antifa immer weiter durch (Jungle World 44/2019). Dass damit nicht mehr nur bekennende Linksradike diskreditiert werden, sondern das gesamte zivilgesellschaftliche Milieu

gemeint ist, das sich als antifaschistisch begreift, ist zwar neu, aber nicht überraschend. Es ist die - logische Konsequenz jenes fatalen Fehlschlusses aus den »Baseballschlägerjahren«, nach dem es keine Nazis gebe, wenn man sie nicht als solche benennt. Bis diese Nichtnazis nach ein paar Jahrzehnten dann eben überall in den Lehrerzimmern, Behörden, Redaktionen, Parteien und Landtagen sitzen und den Diskurs kontinuierlich weiter nach rechts verschieben. Bis es aus nahezu allen Medien tönt, dass man auch rechtsextreme Meinungen tolerieren müsse, und dass es ja vielleicht auch wirklich ein bisschen zu weit geht mit diesen Gendertoiletten, der Migration und der ganzen political correctness. Und bis in einer Berliner Finanzbehörde beschlossen wird, der von KZ-Überlebenden gegründeten Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) die Gemeinnützigkeit zu entziehen.

Die Neunziger waren mithin nur der Auftakt für einen großen rechtsextremen »Marsch durch die Institutionen«, der noch lange nicht beendet ist und dem weiterhin mit Appeasement begegnet wird. Auch dass die Baseballschläger längst zugunsten von Schusswaffen beiseitegestellt wurden, gibt - offenbar keinen Anlass, diese über Jahrzehnte internalisierte Strategie zu hinterfragen.

Ob nun mit Büchern oder Hashtags – das gesellschaftliche Langzeitgedächtnis zu stärken, ist aller Ehre wert. Aber wenn selbst ein Rechtsextremismusforscher wie Hajo Funke den Mord an Walter Lübcke in der Zeit als »ersten politischen Mord von ganz rechts« bezeichnet und kein Redakteur über diesen Hunderte von Opfern negierenden Lapsus stolpert, wird klar, dass das kollektive Vergessen genau wie das individuelle offenbar mit dem Verlust des Kurzzeitgedächtnisses beginnt.

Quelle: <https://jungle.world/artikel/2020/02/baseballschlaeger-zu-schusswaffen>

Rechtsextreme Gewalt in Ostdeutschland: Ich und die Baseballschläger

Wie konnte ich so wenig davon wissen?, fragt sich unser Autor. Er ist im Osten aufgewachsen und hat den Rechtsextremismus lange für überschätzt gehalten.

Julius Betschka, PNN 12.11.2019

Ich hatte einen Schulkameraden. Nennen wir ihn Sven. Sven war erst Punk, war rebellisch in der Schule - nicht dumm, aber große Klappe. Ich mochte ihn. Er hörte dann irgendwann Gangster-Rap, das harte Zeug mit Ficken, Drogen und Homophobie. Aber so ist das halt in der Pubertät. Dann fing Sven an, Kraftsport zu machen. Die Arme wurden dicker, das Ego größer. Punk war er lang nicht mehr.

Er verließ die Schule, einmal zu oft Scheiße gebaut. Es hieß, er wurde Nazi. So war das lange Zeit für mich: Nazis wurden die Jungs, die die Orientierung verloren hatten. Wir waren gegen sie, aber waren die eine Gefahr? Für uns nicht.

Ich bin 1991 in Magdeburg geboren, in Sachsen-Anhalt, hinein in die unsichere Nachwendezeit, die der „Zeit“-Journalist Christian Bangel Baseballschlägerjahre getauft hat. Unter dem Hashtag erzählen auf Twitter seit Tagen Hunderte Opfer rechtsextremer Gewalt davon, was in den Wendejahren passierte – auch aus dem Westen der Republik. Im brandenburgischen Freienwalde, schreibt einer, sei er auf einer Techno-Party aufs Klo verschleppt und zusammengeschlagen worden.

Es sind kurze Anekdoten, die verdeutlichen, was damals schief lief: Wir sprechen von einer Zeit, in der Glatzen nicht nur im Osten, aber dort besonders – mit Bomberjacken und Springerstiefeln auf Supermarktparkplätzen herumhingen, Ausländern vor Diskotheken auflauerten. Es geht um die Jahre von Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda und Guben. Diese absurde, brandgefährliche Phase, in der Nazisein zwischen Görlitz und Geisa sowas wie eine Jugendkultur war. Es war cool.

Ich kenne diese Zeit nicht. Ich bin zwar im Osten aufgewachsen, ja. Die Baseballschlägerjahre habe ich aber nie erlebt. Ich war damals noch ein Kind. Und auch später waren die vielen Glatzen im Osten für mich immer eine Art Legende aus schwarz-weiß bebilderten Fernsehdokumentationen. Zu Teilen auch ein westdeutsches Vorurteil gegen uns Ostdeutsche. Natürlich habe ich hin und wieder mal einen gesehen, aber gab es die nicht überall in Deutschland? Wie schlimm es wirklich war, davon hatte ich bis vor kurzem nur wenig Ahnung.

Man könnte mir einen sehr gütigen Blick auf mein Umfeld unterstellen. Auch darin liegt sicher ein Körnchen Wahrheit. Aber ich weiß, dass es vielen meiner Generation so geht wie mir. Zumindest denen, die so aussehen wie ich – was noch immer die große Mehrheit im Osten ist. Ich bin weiß, habe keinen Migrationshintergrund und Julius klingt nicht unbedingt nach einem nicht-deutschen Namen.

Ich war in meiner Jugend auch nicht sonderlich links – wir hingen ab und an mit den Punks ab, ich selbst war keiner. Ich – und viele meiner Freunde von damals – bin kein typisches Ziel für Rechtsextreme. Sie gingen an mir vorbei. Ich habe sie nur selten wahrgenommen.

Wenn ich mich heute erinnere, fielen schon rechte Sprüche. In meinem Fußballverein wurden Gegner und Mitspieler mit „Du Jude“ beschimpft, im Magdeburger Stadion wurde von Fans die U-Bahn „bis nach Auschwitz“ besungen. Für mich war das als Heranwachsender Teil des Alltags und nicht rechts. Falsch gedacht.

Die Nazis in den Nullerjahren, als mein politisches Bewusstsein sich entwickelte, trugen oft keine Bomberjacken mehr, keine Springerstiefel. Sie agierten weniger auffällig. Hatten sich auf die Sonnenbank gelegt, trugen diese weiten Rapper-Hosen oder hatten sich anderen Subkulturen angeschlossen: waren Gothics, Metaller, Pumper oder Teil der BMX-Szene. Es war deshalb vielleicht leichter, sie zu übersehen – oder nicht bemerken zu wollen.

Gleichzeitig wurden umfangreiche Programme gegen Rechts und für Vielfalt aufgelegt, Sozialarbeiter angestellt. In dieser Zeit bin ich aufgewachsen und politisiert worden. In Magdeburg wurde etwa die „Meile der Demokratie entwickelt“, um die jährlichen rechtsextremen Demos in der Innenstadt zu verhindern. Sie sollten angeblich an die Bombardierung Magdeburgs am Ende des Zweiten Weltkriegs erinnern, waren aber nur rechtsextreme Propaganda-Shows.

Lange Zeit dachte ich deshalb, dass es in meiner Heimatstadt, in Magdeburg, keine dieser Baseballschläger-Exzesse gab. Ich kannte schon Rostock-Lichtenhagen, klar. Dort war es schlimm gewesen, aber bei uns? War es das auch. Ich las erst vor wenigen Monaten das erste Mal davon: die Pfingstkrawalle in Magdeburg, 1994.

Ein rechtsextremer Mob übernahm in der Innenstadt die Kontrolle, jagte eine Gruppe Schwarzafrikaner stundenlang durch die Straßen. Es gab viele Verletzte, eines der Opfer starb später. Der „Spiegel“ kam damals nach Magdeburg und die „Zeit“. Der Bundestag debattierte über

die Krawalle. Heute erinnert nichts mehr daran. Es gibt, soweit ich weiß, nicht einmal eine Gedenkplakette.

Schon damals verharmloste der zuständige Polizeipräsident die Krawalle als Zusammentreffen von „Sonne und Alkohol“. Der damalige SPD-Oberbürgermeister sagte, das sei ja alles „außerordentlich bedauerlich“ solle aber bitte „nicht überbewertet“ werden, so liest man es in einem „Spiegel“-Artikel aus dieser Zeit.

Es war die typische Argumentation: Unsere Jungs machen sowas nicht. Wir haben hier kein Problem mit Rechtsextremismus und: Die westdeutschen Journalisten wissen doch gar nicht, wie es hier wirklich ist. Auch in meiner Familie wurde über diese Zeit selten geredet. Soweit ich weiß, ist das auch in vielen anderen kein Thema. Es wird diesen Jahren nicht gedacht. Es scheint, als wären einfach alle froh, dass sie vorbei sind.

Es gibt im Osten – was das betrifft – keine Kultur des Erinnerns. Es ist eher eine des Schweigens. Vielleicht ist das auch ein Erbe der DDR: Gesellschaftliche Probleme werden nicht so offen diskutiert. Stattdessen heißt es oft, Deckel drauf – kriegt schon niemand mit. Dadurch haben viele in meinem Alter eine verzerrte Wahrnehmung vom Naziproblem im Osten. Einzelfälle, verirrte Seelen, dumme Jungs – so dachte ich lange.

Wie normal es tatsächlich war, damals rechts zu sein, wurde mir kürzlich klar, beim Gespräch mit einem Bekannten, der einige Jahre älter ist und den ich wirklich gern mag. Nach dem dritten Bier ging es um Politik, um die Erfolge der AfD und Ostdeutschland; darüber hatten wir selten gesprochen. Irgendwann erzählte er, er hätte Anfang der Neunziger auch „Linke durch die Innenstadt gejagt“.

Er war in einem Plattenbauviertel in Magdeburg aufgewachsen, da habe er sich eben entscheiden müssen: ist er der Jäger oder das Reh. Heute hat er eine Familie, ist – soweit ich das sehe – ein sehr liebevoller Vater, der diese Zeit bewusst hinter sich gelassen hat. Ob er das heute bereut? Habe ich nicht gefragt. Vielleicht aus Angst, dass die Antwort lautet: So war's halt.

Heute sind die Nazis aus den Baseballschlägerjahren Familienväter und Unternehmer. Ihr Gedankengut ist nicht immer geblieben, wie bei meinem Bekannten – häufig aber schon. Das zeigen die Wahlerfolge von Björn Höcke, den man laut eines Gerichtsurteils „Faschist“ nennen darf, in Thüringen und des extrem Rechten Andreas Kalbitz in Brandenburg.

Ist es Zufall, dass die AfD in Thüringen gerade in den Gruppen der 30 bis 59-Jährigen die besten Ergebnisse erzielte? Also genau in den Alterskohorten, die die Baseballschlägerjahre als Jugendliche und junge Erwachsene erlebt haben – die, die von dieser Zeit politisch geprägt wurden.

Die AfD holt den Menschenhass, die Xenophobie und Wut der Wendejahre nun wieder hervor. In diesem Sinne stimmt die Erzählung der Partei von der „Wende 2.0“ sogar: es ist der gleiche Menschenhass wie damals. Die letzte Ausländerbeauftragte der DDR und ehemalige Brandenburger Integrationsbeauftragte Almuth Berger, sagte dazu kürzlich, sie habe heute „Déjà-vu-Erlebnisse“. Das alles war nicht weg, es lag nur verschüttet.

Die Erzählungen der Baseballschlägerjahre zeigen, dass das, was heute passiert – die Erfolge der AfD, die höhere Pro-Kopf-Zahl rechtsextremer Gewalt im Osten – nicht aus dem Nichts kommen. Diese Zeit ist eine weitere Erklärung für den Druck, der sich spätestens durch Pegida

öffentlichkeitswirksam entlud. Deshalb ist es so gut, dass diese Phase jetzt hoffentlich aufgearbeitet wird.

Viel wichtiger noch: Die brutalen, kleinen Erzählungen, die die Opfer nun veröffentlichen, entfalten eine Wucht, der man sich kaum entziehen kann. Sie machen die Geschichten derer sichtbar, über die immer noch zu wenig geredet wird, wenn man auf den Osten blickt: Migranten und die, die sich seit Jahren gegen Rechtsextreme engagieren. Allzu oft werden Täter oder jene, die es waren, zu den alleinigen Verlierern der Wende stilisiert. Die Opfer dieser Zeit werden aus den Augen verloren.

Die Erzählung der Baseballschlägerjahre könnte deshalb im besten Fall der Start sein für eine andere ostdeutsche Erinnerungskultur. Eine, die nicht mit dem Ende der DDR aufhört oder nur durch das Abarbeiten am „westdeutschen System“ geprägt ist. Eine, die aufrüttelt – wie mich diese Erzählungen aufrüttelt haben. Es könnte eine Kultur des Gedenkens an die Opfer des Rechtsextremismus der 90er- und Nullerjahre sein, die sich fortschreibt ins Jetzt.

Gleichzeitig könnte aus den Erfahrungen dieser Zeit und den Lehren, die daraus gezogen werden, eine eigene ostdeutsche Erzählung werden. Denn Aufarbeitung ist immer auch Selbstermächtigung. Der weiße Ostdeutsche war nach dem Fall der Mauer nicht nur Opfer eines irgendwie übergestülpten Systems. Einige von ihnen waren auch Täter.

Quelle: PNN 12.11.2019 <https://www.pnn.de/kultur/rechtsextreme-gewalt-in-ostdeutschland-ich-und-die-baseballschlaeger/25215410.html>

Baseballschlägerjahre in Ostdeutschland Sie waren nie weg

Die Akzeptanz, die es heute gegenüber rechten, rassistischen Einstellungen gibt, ist den 1990er Jahren gesät worden. Jetzt profitiert die AfD davon.

TAZ vom 02.12.2019

Unter dem Stichwort „Baseballschlägerjahre“ entwickelte sich in den vergangenen Wochen in sozialen Netzwerken eine Debatte über die massive Gewalt von rechts in den 1990er Jahren. Ausgelöst hatte sie ein Beitrag des selbst im brandenburgischen Frankfurt (Oder) aufgewachsenen *Zeit-Online*-Journalisten Christian Bangel. Sondern auch jene, die diese Gewalt, die sich wie ein brauner rassistischer Faden durch die 1990er Jahre zog, selbst erlebten und von ihr bis heute geprägt sind. Die Erfahrungsberichte im Internet sind beklemmend. Sie berichten von einer Gewalt, die erfuhr, wer als Jugendlicher oder Migrantin ins Feindbildraaster rechter Gewalttäter geriet. Und von der Ignoranz der Gesellschaft, die von Angst und Gewalterfahrungen nichts hören wollte. Denn die gegenwärtige Debatte bietet die Chance, die noch immer weitgehend unerzählte rechtsextreme Gewaltgeschichte sichtbar zu machen.

Wer die Baseballschlägerjahre verstehen will, muss auf den ostdeutschen Bahnhöfen jenseits der Metropolen die Augen auf die Wände der Toiletten und Wartehäuschen richten. Dort lassen sich manchmal die Botschaften nachlesen, die rechte Gewalttäter für die Betroffenen ihrer Gewalt hinterließen: „Zeckengift für undeutsche Ratten“, „Türkenfotzen kaputtgefickt“, „Christenviecher schlachten“. Oder, auf selbstklebendes Papier gedruckt: „Deutschland den Deutschen“, darunter Kameradschaft und Name der Stadt. Diese Botschaften lesen zu können, war und ist eine Frage der

Wahrnehmung. Wie auch heute, gab es damals Menschen, die diese Schrift an der Wand nicht lasen, weil sie sie nicht sahen. Sie sahen sie nicht, weil sie nicht betroffen waren. Sie waren nicht betroffen, weil sie nicht zu den Feindgruppen der Gegner gehörten: Migranten, alternative Jugendliche oder engagierte Christen.

Die Zeichen an den Wänden lesen zu können, war wichtig. Die Aufkleber und Tags gaben Auskunft darüber, ob man sich im Zentrum eines von rechten Schlägern dominierten Angstraums befand, aus dem Neonazis zu gern eine „national befreite Zone“ gemacht hätten. Wer als potenziell Betroffener rechter Gewalt lesen und die rechten Zeichen deuten konnte, war klar im Vorteil – und immer auf der Hut. Jeden Moment konnte eine rechte Gang um die Ecke biegen, die nicht zögerte, in die Tat umzusetzen, was die Tags und Spuckies ankündigten: brutale, oft hemmungslos entgrenzte Gewalt.

Wer diese Erfahrung machte oder um solche Erfahrungen wusste, bewegte sich im öffentlichen Raum mit vorausschauender Vorsicht. Straßenbahnen zu bestimmten Uhrzeiten meiden, ganze Stadtviertel meiden oder, wenn nötig, so rasch wie möglich, aber nie zu Fuß durchqueren. So gelang es manchmal, den rechten Schlägern mit und ohne Baseballschläger auszuweichen. Wenn es aber doch kam wie befürchtet, dann war die erfahrene Gewalt nur das eine. Die einschüchternde Nachwirkung auch auf das persönliche Umfeld des oder der Betroffenen war das andere. Wer konnte, zog weg – in eine Stadt, wo die „Baseballjungs“ nicht so übermächtig waren. Wer konnte, gab sich ein unauffälliges Aussehen oder passte gar sein Outfit den Rechten an. Wer dies nicht konnte, weil er oder sie nicht weiß war, hatte Pech: Er oder sie konnte nicht einfach so ausgehen, sich frei durch die Stadt bewegen oder Zug fahren. Für die potenziell Betroffenen hieß dies, sich im öffentlichen Raum unsichtbar zu machen – ganz im Sinne der rechtsextremen Täter.

So ist die Situation bis heute für jene, die sich aufgrund unveränderlicher äußerlicher Merkmale nicht unsichtbar machen können. Sie meiden an Montagen die Innenstadt von Dresden, weil sie wissen, welches Gewaltpotenzial im Pegida-Umfeld lauert. Und so ist das bis heute, wenn rechte Fans Stunden vor den Spielen ihrer Klubs in der Stadt Präsenz zeigen. Man weiß ja nie, was rechte Hooligans – die keine weltanschaulich gefestigten Neonazis sein müssen – tun, wenn sie nach zwei Bier eines „Negers“ oder einer „Zecke“ ansichtig werden. Die Baseballschlägerjahre sind nicht vorbei für jene, die ins Feindbildraster der Rechten passen.

Die rassistische Gesinnung aber ist geblieben. Die geben die Schläger von damals an ihre Kinder weiter. Beim Elternabend reden sie rassistischen Klartext

Die Zeit der Springerstiefel und der Skinheads ist vorbei. Mit ihnen ist aber auch die Erkennbarkeit der Gefahr verschwunden. Früher war deutlich, wer „nur“ beleidigt und schimpft oder wer oftmals ohne ein Wort, aber klar in der Motivation, zuschlug. Diese Gewalt geht heute auch von Menschen aus, von denen es auf den ersten Blick niemand erwartet: Männer, Mitte 40, die erst pöbeln, schimpfen und dann schlagen.

Was ist aus den Schlägern von damals geworden? Jene, die als Gewaltakteure in den 1990ern agierten, sind heute erwachsen und Eltern geworden. Allzu sichtbare Bezüge zum Neonazismus sind verschwunden. Ihre rassistische Gesinnung aber ist geblieben. Diese geben sie an ihre Kinder und deren Umfeld weiter. Sie haben gelernt, sich öffentlich zurückzunehmen. Aber bei einem Elternabend, bei dem es um ein Schulfest mit Flüchtlingen geht, reden sie rassistischen Klartext.

Die Schläger von damals wissen um ihre Vorstrafen. Lange waren sie öffentlich so gut wie unsichtbar. Aber seit den rassistischen Mobilisierungen nach 2015 sind sie wieder da, als seien sie nie weg gewesen. Auf den zahlreichen Bürgerversammlungen zum Thema Flucht und Asyl der Jahre 2015/16 bildeten sie den aktiven Rückhalt für Wortmeldungen, die im Namen „des Volkes“ die Unterbringung von Flüchtlingen ablehnten. Wer genau hinsah, konnte die kaum verhüllte habituelle Mischung aus Männlichkeitskult und Gewaltbereitschaft wiedererkennen – denn auch das Tragen von Gewalt ästhetisierenden Markenklamotten aus dem Kampfsportmilieu außerhalb des Sports kann ein Statement sein. Sie waren unter den ersten regelmäßigen Teilnehmern der Schneeberger Lichtelläufe 2013 und von Pegida in Dresden.

Die Schläger von damals müssen nicht mehr selbst prügeln. Ihre Erfahrungen und ihre Feindbilder geben sie im Milieu von Kampfsportmilieu und Securitasfirmen weiter. Sie sind Inhaber von Tattoostudios oder stellen das Personal der Security bei einem Schlagerevent. Manche Größe der ostdeutschen Rockerszene hat eine gewalttätige Vergangenheit in den Baseballschlägerjahren und kann die damals erworbenen Fähigkeiten der Drohung und Einschüchterung heute gegenüber zwielichtigen Geschäftspartnern anwenden.

In den ostdeutschen Fußballstadien stellen sie nicht mehr automatisch die Mehrheit der Anhängerschaft. Aber sie sind da, wenn es drauf ankommt, wie das Beispiel der Beerdigung des Chemnitzer Hooliganhüptlings Thomas Haller zeigte, dem rechtsextreme Hools aus dem gesamten Osten ihre Referenz mit einem „Trauerzug“ erwiesen, den man getrost einen Aufmarsch rechter Gewalttäter nennen kann. Das Kernmilieu, aus dem die Schläger der 1990er Jahre kamen, ist für eine Mobilisierung von rechts außen jederzeit erreichbar, wenn bei ihnen der Eindruck entsteht, es ginge darum, „ihr“ Deutschland zu verteidigen. Sie sind stolz auf alles, was aus dem Westen allzu verkürzt und unter Ausblendung des eigenen Anteils als „Dunkeldeutschland im Osten“ verstanden wird: Rassismus, Affinität zu Gewalt und die militante Ablehnung gesellschaftlicher Diversität.

Das Feld für die normalisierende Akzeptanz, die es heute gegenüber rechten und rassistischen Einstellungen und Politikangeboten (nicht nur) im Osten gibt, ist den 1990er Jahren bereitet worden – einem Jahrzehnt der zeitweisen Hegemonie einer rechten Jugendkultur. Erst hat die NPD die Ernte dieser Saat eingefahren. Jetzt profitiert die AfD von der Normalisierung rechter Politikangebote. Wer bei den Demonstrationen 2018 in Chemnitz und Köthen genau hinsah, konnte es erkennen: Die Gewaltaffinität hat seit den 1990er Jahren eine Kontinuität, die inzwischen nicht nur auf der Straße gelebt wird, sondern auch das Internet als Plattform nutzt. Die neue Generation rechter Gewalttäter:innen und ihre Sympathisant:innen ergehen sich in Internetforen in Fantasien eines aus ihrer Sicht herbeigesehnten rassistisch motivierten Bürgerkriegs, die sie mit Filmsequenzen von den ausländerfeindlichen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda bebildern.

Die exzessive rechte Gewalt ist nicht vorbei. Sie ist, damals wie heute, eine Frage der gesellschaftlichen Wahrnehmung. Und zwar jenseits des Kreises der potenziell Betroffenen. Um ihre Stimme und ihre Sichtbarkeit geht es.

Quelle: <https://taz.de/Baseballschlaegerjahre-in-Ostdeutschland/!5642847/>

#baseballschlägerjahre - Als die friedliche Revolution unfriedlich wurde ...

Wenn das Ende der DDR und die deutsche Einheit gefeiert werden, tue ich mich mitunter schwer mit überbordender Freude, war es doch gleichzeitig der Auftakt zu wirklich üblen Jahren, gab es doch auch die krassen Schattenseiten, war doch vor allem die Zeit danach in der ostdeutschen Provinz, die ich erlebt habe, von einer brutalen Neonaziplage geprägt.

Ich bin genauso alt wie Uwe Böhnhardt vom Nationalsozialistischen Untergrund, bin in Altenburg geboren und aufgewachsen und kann mich gut an den „Thüringer Heimatschutz“ erinnern, der auch in meiner Stadt präsent war. Nach dem Abitur im Mai 1996 habe ich Altenburg sofort verlassen. Ich musste weg. Es ging nicht anders. Dabei war ich weder Punk, noch auf den ersten Blick als Antifa erkennbar. Ein Kleinstadt-Teenager, der gerne Metal hörte und sich selbst eine Weile in einer Band ausprobierte.

Ich hatte zwar bereits als Kind in der DDR einige Dinge erlebt, die in meiner Familie, in meinem Lebensumfeld (das wurde mir natürlich erst später klar) auf eine totale Abwehr von Vielfalt und Pluralismus hindeuteten. Beispielsweise wurden ein Onkel, dessen lange Teenager-Haare und Tätowierungen viele in der Verwandtschaft schon lange offen angekotzt hatten, bei einem Familienfest betrunken gemacht und ihm dann mit einer Heckenschere die Haare vom Kopf geholt. Kurz vor den Sommerferien 1989 war am Klinkerbau meiner Schule, die nach dem von den Nazis zu Tode gequälten Sozialdemokraten Erich Mäder benannt war, an mehreren Stellen mit weißer Farbe und gut sichtbar mit „Russen raus!“-Parolen beschmiert. Besonders gut sichtbar war ein Schriftzug an der Turnhalle, den man vom gesamten Schulhof aus gut sehen konnte. Täter hat man m.W. nie gefunden.

Mit dem Ende der DDR aber brach dann buchstäblich alles zusammen, vor allem die Welt der Erwachsenen lag vollständig in Trümmern. Die Älteren, an die ich mich erinnere, waren mit ihrem eigenen Kram beschäftigt. Die Umbrüche und auch die Aufbrüche, das zerbrechende stahlharte Gehäuse der in meinem Umfeld kleinbürgerlich-engen DDR-Gesellschaft setzte heftige Energien gerade unter vielen Heranwachsenden frei, denen oft wenig Einhalt geboten, die viel zu selten eingehegt wurden. Ich erinnere mich beispielsweise, dass es beinahe zu einer Art Volkssport wurde, in den neuen Supermärkten zu klauen.

Sinnverlust, Desillusionierung, Gefühle des Zynismus, sicher auch der Deklassierung, trafen auf eine oft vorzufindende Totalabwehr von Vielfalt und Pluralismus, auf Vorstellungen von „völkischer“ Reinheit, „Zucht und Ordnung“, die offenbar teilweise älter waren als die DDR und nun zusätzlich von anrückenden Nazikadern mit allen Mitteln geschürt wurden. Solche rechtsradikalen »Erweckungen« waren übrigens keineswegs auf Jugendliche und Heranwachsende beschränkt.

Wenn heute manchmal pauschal der „Mut der Ostdeutschen“ gewürdigt wird, passt diese pathetische Formel teilweise schlecht mit meinen Erfahrungen nach dem Systembruch zusammen. Wenn in den Jahren nach 1989/90 Neonazis auftraten, wenn sie den öffentlichen Raum beanspruchten, war von Mut, Solidarität und tätiger Hilfe allzu oft nicht viel zu spüren, dafür aber oft genug Sympathie, manchmal auch bloß offensiv zur Schau gestelltes Desinteresse. Ich erinnere krasse Kommentare zum Zeitgeschehen von Erwachsenen, aber auch totale Gleichgültigkeit.

Auf den improvisierten Märkten der Umbruchszeit waren plötzlich Stände mit dem ganzen Equipment zu finden, das man als guter Neonazi eben so braucht – Bomberjacken, Stiefel, Aufnäher, Musik- und Popkulturprodukte. Ein Klassenkamerad beschäftigte sich plötzlich intensiver mit „Rassekunde“. Von ihm habe ich erfahren, dass mein Schädel eine „ostische“ Form haben soll. Auf dem Pausenhof kursierten auch unter den »Normalos« Tapes wie das Demo der bis heute berühmten NS-Black-Metal-Band „Absurd“, deren Mitglieder 1992 in Sondershausen ihren Mitschüler Sandro Beier bestialisch ermordet hatten. Ich erinnere mich vor allem noch an einen Song, in dem der Sänger phantasierte, ein Werwolf zu sein und seinen Blutdurst mit „Menschenfleisch, Zyklon B, Gift und Blut“ zu stillen. Der Sänger, Hendrik Möbus, ist nach Jahren im Knast und einem gescheiterten Versuch, als angeblich politisch Verfolgter Asyl in den USA zu erhalten, noch heute in der rechtsextremen Musikszene zu finden.

In der idyllischen Neuen Sorge, fast direkt unter meinem Kinderzimmerfenster, das sich zum Glück im dritten Stock befand, war mindestens zwei Jahre lang eine gut besuchte Faschokneipe zu finden. Ich konnte über längere Zeiträume die Aktivitäten der Skinheads beobachten und bekam auch häufig mit, wenn sie gruppenweise ausrückten, offenbar um Überfälle durchzuführen oder irgendwo Streß zu machen. Zum Glück scheinen die Birnen nicht gewußt zu haben, dass sich schräg gegenüber ihrer Kneipe einstmal die Geschäftsstelle mit Heim der SS befunden hatte.

Auch vor der Kleinstadtdisko „Flash“ (oder dem „Bunker“, wie man zum ehemaligen Jugendklub „Rosa-Luxemburg“ so sagte), lungerten praktisch jeden Tag größere Gruppen von Faschos um ihre Autos herum, wenn sie nicht in der Disko waren. Ich erinnere mich gut, wie aus einem der offenstehenden Autos sehr laut das „Afrika-Lied“ von „Landser“ dröhnte, dass es das ganze Viertel hören konnte. Wie ich später gelesen habe, ging auch Uwe Böhnhardt zu diesem Song ab.

Der Text und die dahintersteckende Gesinnung sind auch heute in Zeiten von „Absaufen! Absaufen!“-rufenden Pegidisten hochaktuell (Trigger-Warnung):

„Deutschland ist ein schönes Land, wir lieben es so sehr,
doch für Affen ist bei uns längst schon kein Platz mehr.
Afrika für Affen, Europa für Weiße,
steckt die Affen in ein Boot und schickt sie auf die Reise.

Im Hafen geht die Party ab, die Stimmung ist famos,
alle Affen sind an Bord, jetzt geht die Reise los.
Afrika für Affen, Europa für Weiße,
steckt die Affen in ein Boot und schickt sie auf die Reise.

Das Boot das ist auf hoher See, da gibt's nen großen Schreck,
im Schiffsraum da dringt Wasser ein, der Kahn, der hat ein Leck.
Afrika für Affen, Europa für Weiße,
steckt die Affen in ein Boot und schickt sie auf die Reise.

Das Boot das sinkt unweigerlich,
den Affen hilft kein Schrei'n
und weil keiner schwimmen kann,

werden sie wohl ertrinken sein. [...]

Und die Moral von der Geschichte,

Leute hört gut her:

Paßt euch irgendjemand nicht,
dann schickt ihn raus auf's Meer.

Afrika für Affen, Europa für Weiße,
steckt die Affen in ein Boot und schickt sie auf die Reise.
Afrika für Affen, Europa für Weiße,
steckt die Affen in ein Klo und spült sie weg wie Scheiße.“

Im „Bunker“ wurde einem Schulfreund zum Spaß seine Kette mit dem Logo einer Metal-Band vom Hals gerissen. Vor dem „Bunker“ wurde ein Klassenkamerad übel zusammengeschlagen, weil er in der Disco der Renee-Freundin eines Neonazis im Vorbeigehen ein herzliches „Nazischlampe“ zugezischt hatte.

Vor der Disco wartete besagter Nazi-Hool mit seinen Kumpanen, trat und schlug unbarmherzig zu. Sich sichtbar gegen Nazis zu positionieren, hatte in dieser Zeit häufig üble Folgen – für den Mutigen, nicht für die Nazis. In den mir bekannten Geschichten solidarisierte sich in der Regel niemand mit jemanden, der in aller Öffentlichkeit angepöbelt, gejagt oder niedergetreten wurde.

Ein Mitschüler aus der Parallelklasse wurde misshandelt, verlor Zähne, weil er lange Haare hatte. Er hörte wie ich Metal. In der Schule wurde erzählt, dass sie einen anderen, ein oder zwei Klassen unter mir, bewusstlos geschlagen und in einen städtischen Teich geworfen haben. In seinem Fall sollen es die Baggy Pants gewesen sein, die damals gerade in Mode kamen und signalisierten: hier hört jemand Hip-Hop. Er hatte wohl „Glück“, dass er wieder zu sich kam und selbst aus dem Wasser kriechen konnte.

Ich habe den Kontakt zu ehemaligen Mitschülern gesucht. Einer erinnerte mich daran, dass er über lange Zeit nur über Umwege in die Schule gehen konnte, weil immer Gefahr bestand, dass er auf dem direkten Schulweg gleich mehreren Faschos aus seiner Nachbarschaft in die Arme laufen konnte. Zwei Mal wäre er fast zusammengeschlagen worden, er wurde mit Steinen beworfen, schließlich schlich er sich durch eine Gartenanlage zur Schule. Er schrieb mir: „Ich hatte immer Schiss, wenn ich durch Altenburg gelaufen bin. Zwei, drei Mal musste ich rennen. Einmal hielt ein Auto auf der Straße vor dem Lindenaumuseum, es stiegen vier Glatzen mit Baseballschläger aus und haben uns verfolgt. Zum Glück ist nichts passiert.“

Mir ist das dort auch passiert. Auch ich hatte Glück. Einmal hielt eine Nazi-Patrouille vor dem Lindenau-Museum an der Ampel als ich gerade auf dem Weg nach Hause war. Die Nazis störten anscheinend mein „Cannibal Corpse“-Shirt und die Tarnfleck-Hose. Auf der Beifahrerseite sprangen zwei Glatzen aus dem Auto, kamen auf mich zu, beschimpften mich als »Schande für Deutschland« und teilten mir mit, was man mit solchen wie mir »früher« gemacht hätte. Ich hatte mich schon darauf eingestellt, dass ich zusammengeschlagen werde. Aber dann, kurz bevor die beiden Schläger mich erreichten, rief der Typ am Lenkrad sie zurück. Die Ampel hatte auf Grün geschaltet. Sie wollten weiterfahren. Sie stiegen ein, lachten noch mal alle laut über meine Angst und fuhren johlend davon. Die Patrouille drehte weiter ihrer Runden. Später, als ich schon nicht

mehr in Altenburg wohnte, bedrohte mich bei meiner Ankunft am Bahnhof ein Neonazi just for fun. Als er registriert hatte, dass er mir ordentlich Angst gemacht hatte, zog er lachend mit einem zweiten Fascho von dannen.

In einem Metal-Club in Leipzig-Engelsdorf hatten Freunde und ich einen harten Zusammenstoß mit einem Typen, der ein T-Shirt mit den Schriftzug „Support your local Einsatzkommando“ trug. Einer meiner Begleiter sagte leise etwas Kritisches zu dem Shirt, aber nicht leise genug. Wir mussten schließlich abhauen. Einmal übernahmen eher »spaßorientierte« Skinheads ein Metal-Konzert in einer sächsischen Kleinstadt. Wo vorher langhaarige Typen eher ausgelassen den Moshpit unsicher gemacht hatten, drängte sich beim Auftritt des norwegischen Headliners plötzlich gut ein Dutzend Skinheads, die alle einheitliche T-Shirts trugen, auf die Tanzfläche und drängte mit grober Geste alle anderen Konzertbesucher an den Rand. Die Erfahrung, dass ein von der Personenzahl eigentlich mehrfach überlegenes Publikum einer vergleichsweise kleinen, aber heftig Gewaltbereitschaft signalisierenden und koordiniert agierenden Gruppe keinen Widerstand entgegenbrachte, ist eine der zentralsten dieser Jahre.

An einem Badesee bei Borna suchten zwei Freunde und ich das Weite, als um ein Lagerfeuer sitzende Faschos auf uns aufmerksam wurden und einzelne aus der größeren Gruppe auf uns zeigten und Anstalten machten, uns hinterher zu rennen. Wir (meine Begleiter hatten lange Haare) hatten gerade den Strand betreten. Wir waren sicher, dass sie uns verfolgen würden, rannten sofort los und versteckten uns längere Zeit im Gebüsch und Schilf des Badesees, ehe wir uns nach Einbruch der Dunkelheit zum Parkplatz zurücktrauten.

Man hörte viele solche Geschichten. Geschichten, die oft schlimmer waren. Geschichten, in denen dazu kommt, dass die Polizei einfach nicht kam. Oder dass sie kam und dann auf der Seite der Neonazis stand. Ich habe das auch so wahrgenommen, u.a. bei einem Konzert in der Innenstadt von Altenburg, das ein paar Neonazis überfallen wollten. Sie kamen nicht in die Veranstaltung hinein. Auf der Straße flogen Biergläser und es kam zu einer Handgemenge, als nach einer Weile die Polizei eintraf. Die stellte sich direkt vor die Angreifer, beschützte diese und griff bei den Punks (und Punkerinnen) und den Alternativen umso beherzter zu. Platzverweise wurden meiner Erinnerung nach nur an Besucher/innen des überfallenen Konzerts erteilt, nicht an die grinsend etwas abseitsstehenden Faschos, die brav die Anweisungen der Polizei befolgten und sich ruhig verhielten.

Es gab in den frühen 90er Jahren kurzzeitig ein besetztes Haus in der Stadt. Es war meiner Erinnerung nach unbewohnt und ziemlich heruntergekommen gewesen. Es gab mehrere Angriffe von Neonazimobs auf dieses Gebäude – mit Stangen, Pflastersteinen und auch Molotowcoctails. Ein Schulfreund war während eines solchen Angriffes im Haus. Der Stein eines Neonazis verfehlte seinen Kopf nur um Haaresbreite. Die Polizei hielt sich auch hier zurück. Am Ende stürmte sie das Haus und beförderte die Besetzer/innen vor die Tür.

Als ich schon weg war, ging 1997 ein Blood & Honour-Flugblatt mit Mordaufrufen gegen Linke durch die Presse, dass in der Stadt kursierte. Den damaligen Bürgermeister Johannes Ungvari (CDU) beschimpfte es als „korrupte Judensau“.

Selbst der dubiose Helmut Roewer, von 1994 bis 2000 Chef des Thüringer Landesamtes für Verfassungsschutz, erinnerte sich im NSU-Untersuchungsausschuss des Bundestages an eine selbst

für das Bundesland besondere Nazi-Ballung in Altenburg, auch wenn er diese gleich wieder eher zu einer Art Kinderei herunterredete: „Wir hatten das Problem in Thüringen, dass sich bestimmte örtliche Schwerpunkte bildeten, wo es wirklich handfeste und sehr unangenehme Auseinandersetzungen zwischen jugendlichen Gruppen gab, deren einziges Kit[t] jeweils in der Gruppe war, dass sie sich als rechts oder links bezeichneten. Das waren zum großen Teil Kinder, und die schlugen dann aufeinander ein. Wir hatten während meiner Dienstzeit zunächst den Schwerpunkt im Raum Altenburg. Da werden alle die Leute, die dort leben, mit dem Kopf nicken. Und dann hatten wir den Schwerpunkt im Raum Saalfeld/Rudolstadt. Und dann ab dem Jahr 1997 wanderte der Schwerpunkt nach Jena. Warum das so ist, weiß ich nicht. Es ist aber so.“

Die Folgen dieser Jahre dauern bis heute. Vom NSU-Terror will ich nicht reden. Die Springerstiefelträger sind nicht verschwunden. Ich habe in den sozialen Medien und im Internet geschaut – und siehe da, Typen wie Enrico B. oder Enrico M., die ich von damals noch namentlich kenne, scheinen bis heute politisch einschlägig geblieben zu sein. Den einen fand ich ohne Mühe auf Facebook. Er ist älter geworden, aber trotzdem noch immer mit zahlreichen Rechtsextremen befreundet. Der andere taucht bis in die jüngsten Jahre auf Antifa-Portalen auf, weil er offenbar immer noch dem organisiert-aktivistischen Neonazispektrum angehört. Andere sind noch vor Ort, tauchen aber bei Internetrecherchen nicht mehr im Kontext rechtsradikaler Aktivitäten auf.

Rechtsradikale haben vielen Regionen im Osten ihren Stempel aufgeprägt. Viele, darunter auch ich, sind gegangen. Es war nicht nur die wirtschaftliche Perspektivlosigkeit, wie es heute manchmal heißt, sondern ein Zurückweichen vor dem rechten Treiben, das sich so offen entfalten und Wirkungen entwickeln konnte. Die Leute, die damals Jugendliche waren, haben inzwischen teilweise politische Ämter übernommen, sitzen in den Verwaltungen oder haben kleine Betriebe. Sie haben Kinder, haben Familie, bleiben vor Ort.

Nicht nur in Altenburg gibt bis heute eine aktive rechte Musikszene. Ab 2015 mobilisierten wieder verstärkt Rechtaußenakteure in Altenburg, wo ihre Parolen offenbar fruchtbaren Boden vorfinden. Die Stimmung verschärfte sich, Tausende Demonstranten kamen zu Thüginga. Migrantische und nichtmigrantische Schauspieler/innen beendeten ihre Engagements am Theater. Die Hetze eines rechten Vereins gegen das Theater, das ein Kristallisationspunkt der zivilgesellschaftlichen Gegenwehrversuche bildete, war so heftig, dass das überregionale Medien wie das ARD-Magazin „Monitor“ darüber berichteten. Im lokalen Anzeigenblättchen, das Tausende Haushalte des Landkreises kostenlos zugestellt bekommen, wurden rechte Propagandapamphlete abgedruckt.

Der AfD-Mann Thomas Rudy, der 2015 die „Erfurter Resolution“ des rechten Flügels mitunterzeichnet hat, errang bei den Landtagswahlen im Wahlkreis Altenburger Land I das Direktmandat.

Es sind nicht alles Abgehängte und Benachteiligte. Die Nachwirkungen der #baseballschlägerjahre werden uns noch lange zu schaffen machen.

Quelle: <https://www.enricoheitzer.de/2019/11/13/baseballschl%C3%A4gerjahre-als-die-friedliche-revolution-unfriedlich-wurde/>

Gewalt und Widerstand: Quell – Text im Antifa – Info 2019

Die 1990er Jahre in dem wiedervereinigten Deutschland markieren den Aufschwung neonazistischer Gewalt, der seitdem Hunderte Menschen zum Opfer fielen. Und über die derzeit endlich wieder geredet wird, weil die Betroffenen unter dem Hashtag #baseballschlaegerjahre ihre persönlichen Erlebnisse erzählen, von der damals erlittenen Gewalt, aber auch von ihrem Widerstand gegen Nazis und vom Wegschauen der Anderen.

Neonazistische Gewalttaten haben fast zweihundert Menschen seit 1990 das Leben gekostet; sie haben auch viele Hunderte verletzt, traumatisiert, ihres alten Lebens beraubt. Für die meisten Betroffenen war die Bedrohung durch Nazischläger eine alltägliche Gefahr, in der sie selten Unterstützung erhielten und der sie oft nur durch einen Umzug in eine andere, größere Stadt entgehen konnten. Für viele gab es weder in der Schule noch bei der Polizei oder anderen Behörden Hilfe, im Gegenteil. Die Berichte der Opfer verdeutlichen immer wieder die gleiche Kumpanei zwischen Nazis und den lokalen Verantwortlichen, von Bürgermeister*innen und Schulleitungen bis hin zu den Polizist*innen, die zu einem Tatort gerufen wurden und die Nazis mit Handschlag begrüßten. Die 1990er Jahre markieren auch den Beginn unseres Projektes, des apabiz. Dies geschah im Angesicht des rassistischen Pogroms von Rostock-Lichtenhagen, der Morde von Solingen, Mölln und anderswo:

»Manche von uns hielten am Wochenende Nachtwache in Flüchtlingsheimen und schnippelten montags die Dutzenden von Meldungen über ›Auseinandersetzungen‹ zwischen ›Jugendlichen und Ausländern‹ aus der Tagespresse aus. Das war eine finstere Zeit und wir hefteten eine Meldung nach der anderen zu dicken Ordnern zusammen.« So beschrieben wir die Arbeit bereits 2011 zu unserem 20. Gründungsjubiläum.

Seitdem gab es immer wieder Gründe, sich die alten Ordner und die Berichte über Naziaktivitäten und antifaschistische Gegenwehr anzuschauen. Der wohl prägendste war die Selbstenttarnung des Nationalsozialistischen Untergrundes (NSU) 2011. Wir blätterten alle alten Fanzines nochmal durch, sichteteten hunderte Fotos, kramten in alten Aktenordnern, drehten jeden Stein um. Ohne diese alten Sammlungen, an denen sich ungezählte antifaschistische Aktivist*innen und Initiativen aus dem gesamten Bundesgebiet beteiligt haben, wäre die Aufklärung zum NSU anders verlaufen, genauso wie die Berichterstattung über den Mord an Walter Lübcke.

Manche von uns hielten am Wochenende Nachtwache in Flüchtlingsheimen und schnippelten montags die Dutzenden von Meldungen über ›Auseinandersetzungen‹ zwischen ›Jugendlichen und Ausländern‹ aus der Tagespresse aus. Das war eine finstere Zeit und wir hefteten eine Meldung nach der anderen zu dicken Ordnern zusammen.

Erst rückblickend wird deutlich, welchen Wert solche Sammlungen haben; sei es, weil sie die nötigen Beweise liefern für neonazistische Aktivitäten früherer Jahrzehnte, sei es, weil sie die Erinnerungen an die lokale Geschichte wach halten. Wir haben Freund*innen und Mitarbeiter*innen gefragt, welche Materialien aus den Baseballschlägerjahren ihnen besonders in Erinnerung geblieben sind. Ein paar Antworten haben wir aufgeschrieben.

Die subkulturelle (Bild-)Sprache der Naziskinheads ist eklig: Saufen, Sex und Gewalt. Bilder, zu viele Bilder, aber deutlichere geschlechterpolitische Normen und Ideale als in den Texten, wo

Frauen kaum vorkommen oder nur Projektionen von Müttern und Göttinnen vorherrschen. Germanische Brauchtumpflege auf der einen Seite, krasse Objektivierung von Frauen und Vergewaltigungsfantasien auf der gleichen. Das Renee oder Skinheadgirl war in den Nazi-Fanzines ein Accessoire für den männlichen Naziskin wie der Baseballschläger. Gerne auch kombiniert: Stümperhafte Zeichnungen von »ihr« im Minirock, Springerstiefeln und weißem Fred Perry-Poloshirt mit der Keule über der Schulter, so dass ihre riesigen Brüste über der Wespentaille noch weiter dem männlichen Betrachter ins Auge springen und seine heterosexuellen Fantasien anreichern.

Den Antifaschistinnen des Forschungsnetzwerks Frauen und Rechtsextremismus ist es zu verdanken, diese Materialien gesammelt und ausgewertet zu haben: sie belegen, dass reale Frauen in der Szene waren und sind, weibliche Namen – Kader – in den Grußlisten stehen, sie waren auf den Demos, organisierten Konzerte, schrieben Texte, leiteten Hilfsorganisationen und Kampagnen. In den späten 1990ern begann die gut 10 Jahre andauernde Hochzeit der Selbstorganisation von Frauen- und Mädelschaften in der rechten Szene. Diese Selbstermächtigung von Frauen in einer frauenfeindlichen Szene anzuerkennen, heißt auch, neonazistische Frauen nicht aus ihrer Verantwortung zu lassen. Es gilt bis heute, diese Widersprüche und Gleichzeitigkeiten ernstzunehmen.

In den 1990er-Jahren waren antifaschistische Initiativen darauf angewiesen, ihre Infos analog und gedruckt unter die Leute zu bringen. Jedes Städtchen und selbst manche Dörfer hatten eine linke Publikation, in denen auch von Nazi-Angriffen und antifaschistischen Aktionen berichtet wurde. Sie hießen Geierwally (Schwedt), noch härtere zeiten (Cottbus), Thüringer Antifa-Nachrichten, Rabaz (Bayern) oder Rabatz (Saarland), Atze oder AZ oder Antifaz. Es war alles dabei: von dem handlichen Magazin, das monatlich auch über alle Freizeitevents in der Stadt berichtete bis hin zum handkopierten DIY-Punkblättchen, das jedes Mal einen anderen Namen trug. All diese Blätter sind heute ein reicher Fundus an lokaler Geschichte. Hier wurde über die Vorfälle berichtet, die es nicht in die Lokalpresse schafften und die Jugendliche vor Ort, die sich gegen Nazis wehren mussten, am meisten interessierte. Ein Fundstück aus der Geierwally:

»Zur Sache: Am 12. Juni 1993 fand in Schwedt eine antifaschistische Demonstration gegen Nazi-Terror und faschistische Propaganda statt. Diese kann für uns sicher als Erfolg gewertet werden (...) Die faschistischen Schläger wollen ihr »Territorium« verteidigen, und prügeln inzwischen alles nieder, was irgendwie nach links, alternativ oder multikulturell aussieht. Drei Rapper liegen im Krankenhaus, eine schwarze Liste (Antifa's und Rapper, deren Freunde und Verwandte) wird von den Neonazis »abgearbeitet«. Schwedter Faschisten sind in ganz Brandenburg aktiv. So auch in Angermünde, wo das Alternative Literatur-Café (...) schon zwei mal von Nazis überfallen wurde.«

Als wir am vermeintlichen Ende der #baseballschlägerjahre für die erste Auflage des Langzeitrechercheprojekts Todesopfer rechter Gewalt seit 1990 in Tagesspiegel und Frankfurter Rundschau im September 2000 mehrere hundert Tötungsdelikte aus den 1990er Jahren auf mögliche neonazistische, rassistische oder antisemitische Tatmotivationen überprüften, war das apabiz eine der wichtigsten Anlaufstellen für Hintergrundrecherchen. Zu den vielen Fällen gehörte auch der schreckliche Tod des 17-jährigen Nihad Y. der am 28. Dezember 1990 in Hachenburg (Rheinland-Pfalz) von einem gleichaltrigen Naziskin quasi vor der eigenen Haustür erstochen wurde. Zuvor war das Haus der kurdischen Flüchtlingsfamilie über Wochen vom Täter und anderen

Naziskins der sogenannten Taunusfront belagert und angegriffen worden, die sich ganz offensichtlich durch die erste Welle rassistischer Gewalt nach der Maueröffnung ermutigt fühlten.

Die Dokumentation im APABIZ über die Eskalation der rassistischen Gewalt in der Kleinstadt und Informationen zur Taunusfront waren – neben dem Urteil des Landgerichts Koblenz und weitergehenden Recherchen – ein wichtiger Eckpfeiler, um Nihad Y. als Todesopfer rechter Gewalt in unsere Dokumentation aufzunehmen: Obwohl das Gericht bei dem Täter zwar einen »gewissen ausländergefeindlichen und rassistischen, möglicherweise auch rechtsextremistischen Hintergrund« erkannte, aber dann zu dem Schluss kam, dem Täter sei nicht nachzuweisen, dass er zum Zeitpunkt des Messerstichs rassistische Motive verinnerlicht« hatte. Heute erinnern in der Kleinstadt eine Gedenktafel und ein jährlicher Spaziergang, zu dem seit einigen Jahren auch die Familie des getöteten Jugendlichen anreist, an Yusufoglu. Das apabiz hat in diesem und vielen anderen Fällen dazu beigetragen, dass inzwischen viele Gedenkinitiativen und Projekte an die Opfer der tödlichen Dimension der Baseballschlägerjahre erinnern. Danke!

Anfang der 1990er Jahre häuften sich auch in Berlin die Fälle rechter Tötungsdelikte. Bereits im Mai 1989 wurde Ufuk Sahin von einem Rassisten in Reinickendorf erstochen. Der tödliche Messerangriff geschah zu einer Zeit, als die Republikaner gerade ins Abgeordnetenhaus eingezogen waren. Zuvor hatte die Partei einen offen rassistischen Wahlkampf geführt. Anfang 1990 verletzte ein Ostberliner Mahmud A. auf dem Campus der FU in Dahlem schwer. Zuvor hatte er ihn bedroht und rassistisch beleidigt. Azhar erlag kurz darauf seinen Verletzungen. Da die Tat in die Zeit zwischen Mauerfall und dem 3. Oktober 1990 fiel, taucht sie in der staatlichen Zählung Todesopfer rechter Gewalt nicht auf. Gelegentlich wird Azhar in anderen Statistiken die Ziffer 0 zugewiesen.

Außer Zeitungsartikeln und Fotos sind vor allem Flugblätter aus jenen Jahren eindrucksvolle Zeugnisse. Während einige Fälle in der Öffentlichkeit unbeachtet blieben, kam es bei anderen im Nachgang zu Protesten durch Angehörige, Freund*innen und politische Gruppen. Ein Blick auf die Dokumente zeigt, neben Trauer und einem gewissen Gefühl der Ohnmächtigkeit, auch die Wut, die die Leute auf die Straße trieb. Das Problem existiert unterdessen weiter. Das beweisen nicht zuletzt die jüngsten Todesopfer rechter Gewalt in Berlin.

Mehr als 1.000 Alt- und Neonazis aus dem In- und Ausland marschierten am 17. November 1991 in Formation über den Heidefriedhof im brandenburgischen Halbe. Neben vielen zu jener Zeit szenetypischen Skinheads beteiligte sich auch eine große Gruppe der Wiking-Jugend – uniformiert mit Fackeln, Fahnen, Pauken und Fanfaren. Anlass war das sogenannte »Heldengedenken« für die dort begrabenen deutschen Soldaten. Das schaurige Spektakel fand fernab der Öffentlichkeit statt und wurde nur von einzelnen Journalist*innen begleitet. Es existiert daher nahezu exklusives Fotomaterial.

Ein wichtiger Bereich antifaschistischer Arbeit ist die Dokumentation solcher und anderer extrem rechter Veranstaltungen. Waren Straßenmobilisierungen schon immer Teil neonazistischer Aktivitäten, gewannen sie in den 1990er Jahren enorm an Bedeutung. Während heute größere Aufmärsche und Demonstrationen hohes mediales Aufsehen erregen, waren damals in Halbe die Kolleg*innen allein auf weiter Flur.

Die Thematisierung von Strukturen und Entwicklungen des Rechtskonservatismus fand in der Öffentlichkeit der 1990er Jahre nur beiläufig statt. Eine kleine Ausnahme dieser Leerstelle bildete

die Auseinandersetzung mit dem Zeitungsprojekt Junge Freiheit (JF), unter anderem dank antifaschistischer Aktivitäten. Immer wieder wurden die zahlreichen personellen und inhaltlichen Überschneidungen von JF und etabliertem Konservatismus etwa in Person der CDU-Rechtsaussen Jörg Schönbohm und Heinrich Lummer thematisiert. Bereits 1986 gründete der heutige Chefredakteur Dieter Stein die JF als Schüler- und Studentenzeitschrift aus dem Republikaner-nahen Spektrum. Die politische Relevanz der Zeitung für das rechte Spektrum stieg stetig an. Das verdeutlichte nicht zuletzt der Wechsel von einer Monats- zur Wochenzeitung 1994 und der gleichzeitige Umzug von der baden-württembergische Provinz nach Potsdam und später nach Berlin.

Zahlreiche antifaschistische Initiativen wie die Kampagne »Stoppt die Nazi-Zeitungen« oder die journalistische Berichterstattung über die Netzwerkfunktion der JF konnten deren Verbreitung und weitere Etablierung auf dem (rechten) Zeitungsmarkt nicht verhindern. Nachdem die Redaktion zwischenzeitlich politisch auf manches inzwischen bedeutungslos gewordene Projekt wie Die Republikaner oder den Bund freier Bürger ihre Hoffnungen setzte, konnte das Blatt zuletzt im Fahrtwind von Pegida und AfD nicht nur kontinuierlich ihre Auflage ausbauen, sondern auch mit Projekten wie dem Institut für Staatspolitik (IfS) und der Bibliothek des Konservatismus (zeitweilig) inhaltliche Akzente in Vergangenheit und Gegenwart setzen. Für eine Einschätzung der aktuellen Situation lohnt ein Blick in die alten und neuen Ausgaben der Jungen Freiheit oder die Schriften des IfS. Beides lässt sich problemlos in unserem Archiv oder der Bibliothek finden.

Lifestyle, Symbole und Codes von Neonazis – in den frühen 1990er Jahren war das ein recht überschaubares Thema. Damals sahen Neonazis mehrheitlich so aus, wie man sie aus den Dokumentationen und Berichten jener Zeit kennt: Bomberjacken, Kampfstiefel und Shirts, die es ausschließlich in der Größe XL zu geben schien und auf denen sich Motive in den Farben Schwarz-Weiß-Rot befanden. Dies änderte sich nach und nach. Der Skinheadtyp wurde in den 2000er Jahren ein Auslaufmodell, neue Strömungen und Styles bestimmten nun das Bild: NS-Hardcore, Nazis in Rockerkutten und im Stil von Wikingern, schließlich die sogenannten »Autonomen Nationalisten«. Im Angebot der Neonaziversände gab es nun Vintage-Kleidung neben bunten, popmodernen Designs, Girlie-Klamotten und rechte Wintersport- und Bade-Mode.

In den hinteren Regalen des apabiz finden sich einige Kisten gefüllt mit neonazistischer Kleidung und Accessoires aus nunmehr drei Jahrzehnten. Darunter sind etliche Relikte aus den 1990er Jahren – Klamotten, deren Alter man sogar riechen kann. Kleidungsstücke wie das ausgewaschene Shirt der Band Störkraft sind Zeugnisse der »Bewegungsjahre« der frühen 1990er Jahre. Die um 1995 aufgelöste Band war die erste deutsche Neonaziband, die ihre Musik professionalisierte und sich in Medien, von Talkshows bis zum Spiegel, als Sprachrohr der Bewegung exponierte. Die Musik von Störkraft ist »Kult« und wird in der Szene noch immer gehört, doch ihre Fan-Shirts trägt heute fast niemand mehr. Ihr Merchandise dokumentiert den Beginn einer Zeit, in der neonazistische Mode und Musik als Geschäftsfeld entdeckt und in den Folgejahren zum Millionen-Business entwickelt wurde.

26. September 1992. Nur die verkohlten Grundmauern der Baracke 38, der sogenannten jüdischen Baracke des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen waren geblieben. Neonazis hatten das Gebäude in der Nacht zuvor in Brand gesetzt. Auch auf die Baracke 39 ging das Feuer über. Nach den Brandanschlägen in Schwarze Pumpe, Eisenhüttenstadt, Ketzin und Biesenthal war es nicht der

erste Anschlag dieser Art in Brandenburg. Er erlangte jedoch schnell internationale Aufmerksamkeit. Knapp 10.000 Menschen demonstrierten kurz darauf gegen rechte Gewalt und der damalige Brandenburger Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) warnte vor einem »neuen Auschwitz«. Entsprechend aufmerksam wurde der Prozess gegen die Täter medial begleitet. Im umfangreichen Pressearchiv des apabiz – dank der verschlagworteten Suche leicht zugänglich – finden sich die alten Zeitungsmeldungen über das Gerichtsverfahren.

Viele Jahre später half dieser Bestand dann bei der Recherche zu einem Brandenburger NPD-Funktionär. Auf einem Foto des Gerichtsprozesses war dieser ohne Zweifel wieder zu erkennen. Gleiche Statur, gleicher Blick: das war Thomas Haberland. Der Neonazi, der 1992 zusammen mit einem weiteren Rechten den Brandanschlag auf die Gedenkstätte Sachsenhausen verübt hatte, saß auf der Anklagebank. Der erste Gerichtsprozess scheiterte nach diversen Pannen. Und trotz Geständnis wurden Haberland und sein Mitangeklagter freigesprochen. Erst 1995 wurde er in einem zweiten Verfahren verurteilt. Knapp 20 Jahre später, im Jahr 2014, wollte er für die NPD in die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Joachimsthal (Brandenburg) einziehen. Und tat es letztlich auch.

Quelle: <https://www.apabiz.de/2019/gewalt-und-widerstand/>

"Zecke verrecke!"

Jugendszene in Ostdeutschland: Rechte Banden besetzen öffentliche Plätze

Von [Vera Gaserow](#), 23. Januar 1998 Quelle: DIE ZEIT, 05/1998

Angermünde/Brandenburg

Jeden Abend wieder diese Angst. Diana Gnorski umklammert die Reizgaspatrone in ihrer Manteltasche. Sie späht über die dunklen Bahnsteige und die verlassenenen Gleise und sondiert die Lage, wie stets, wenn sie aus Berlin von der Uni nach Hause kommt, nach Angermünde, eine Kleinstadt im Brandenburgischen. Stehen sie wieder da, und wie viele sind es heute? Soll sie lieber den Schleichweg nehmen, die Schienen entlang über das verwilderte Brachland und im Bogen über die Gleise? Oder wagt sie den Spießrutenlauf?

Je nach Wetterlage und Tageszeit sind sie mal zu fünft, mal zu zehnt. Junge Burschen mit geschorenen Haaren, die ihre Bomberjacken wie eine Uniform tragen. Manchmal schmettern sie der Studentin ein "Zecke, verrecke!"

hinterher, manchmal eine krachende Bierflasche, manchmal auch nur ihre Musik.

Bands mit Namen wie "Landser" oder "oithanasie" grölen dann aus Autoradios über den Bahnhofsplatz - akustische Verstärker der Drohgebärden, mit denen die rechte Szene ihr Revier markiert.

Diana Gnorski und ihre bunthaarigen Freunde haben die Botschaft längst verstanden. Am Bahnhof haben Jugendliche wie sie und Ausländer nichts zu suchen. Anderenfalls geht man besser im Geleitschutz der eigenen Gruppe dorthin. Warum? Das muß man nur noch Fremden erklären. Angermündes Bahnhofsplatz ist für "anders" Aussehende, Denkende, Sprechende zum gefährlichen Ort geworden. Was ausgerechnet an einem Klo "deutsch" sein soll, konnte sich die Gymnasiastin Evelin bis zum Fasching im vergangenen Jahr wirklich nicht vorstellen. Jetzt weiß sie: Ein

deutsches Klo ist eines für "saubere Mädels", und Evelin mit ihren ampelrot gefärbten Haaren und den Silberringen im Ohr ist eine "stinkende Zecke". "Zecke" zischeln schon Neunjährige, denen die Bomberjacke noch viel zu groß ist, hinter ihr her. Und mit einem "Hier darf keine Zecke rauf, dies ist ein deutsches Klo" versperrten ihr die Kurzgeschorenen beim letzten Schulfasching den Weg zur Toilette.

Als Evelin und ihre Freundin es einen Stock höher versuchten, wurden sie "zur Strafe" auf der Mädchentoilette eingesperrt. Evelin wird nicht mehr zum Schulfasching gehen. "Wenn du dann noch beim Tanzen ständig angerempelt wirst und hinter dir öffnet ein Trupp 'Zecke, haha', macht das alles einfach keinen Spaß mehr." Auf der Faschingsparty des Einstein-Gymnasiums wird man dieses Jahr weniger Bunthaarige sehen: wieder eine "rechte" Eroberung.

Wenn Holger Zschoge, Leiter der Regionalen Arbeitsstelle Ausländerfragen in Angermünde durch die Schulen geht, hat er den Eindruck, daß mancherorts "die Schuluniform wieder eingeführt ist". Sie besteht aus Bomberblousons, schwarzen Lederjacken und Springerstiefeln. "In den Dörfern der Umgebung bilden Rechte mittlerweile nicht mehr die dominante, sondern die einzige Subkultur", beobachtet Zschoge, "und die einzige Gegenkultur bietet höchstens noch der Pfarrer." Wer dem rechten Druck zur Konformität nicht standhält, reiht sich irgendwann ein, und sei es nur zum eigenen Schutz. Wer aber nicht nachgibt, wird weggeekelt, und das kann Folgen fürs Leben haben. "Jugendliche aus dem linken oder alternativen Spektrum brechen ihre Ausbildung nach wenigen Wochen ab", weiß Zschoge, "die halten es in den überbetrieblichen Bildungsstätten einfach nicht mehr aus."

Auch manche Lehrer würden am liebsten flüchten. In Zschoges Beratungsstelle in der Kreisverwaltung häufen sich die Anrufe hilfloser Pädagogen. Neulich kam einer aus dem benachbarten Prenzlau. Als das Thema Rockmusik auf dem Lehrplan stand, sollten die Schüler ihre Lieblings-CDs von zu Hause mitbringen. Zwei Drittel präsentierten der fassungslosen Musiklehrerin rechtsradikale, fremdenfeindliche Titel von einschlägig bekannten Gruppen.

Ein Bahnhof, eine Faschingsparty, eine Schule es kann auch die Tankstelle sein oder der Jugendclub. Orte, an denen die rechte Szene mit Hilfe von kleinem Alltagsterror die Spielregeln diktiert. Was sich in ostdeutschen Kommunen - ob in Angermünde, Sangershausen oder Chemnitz - zunächst beklemmend naturwüchsig zu entwickeln schien, ist inzwischen Strategie organisierter Neonazigruppierungen geworden. "Schafft national befreite Zonen!" agitieren autonome "Kameradschaften". Im Internet ruft das fünfseitige Strategiepamphlet einer "Stormfront" zur "Etablierung einer Gegenmacht" auf: "Wir müssen Freiräume schaffen, in denen wir faktisch die Macht ausüben, in denen wir sanktionsfähig sind, das heißt, wir bestrafen Abweichler und Feinde. Es genügen zehn oder zwölf entschlossene Revolutionäre, und WIR bestimmen, was aus militanter Sicht in einer Stadt ist und was nicht", heißt es großspurig in dem Papier.

In manchen Passagen gleichen Diktion und Strategie der rechtsextremen Botschaft denen der linken Alternativbewegung der achtziger Jahre. Zum propagierten Aktionsplan gehört die Schaffung von Netzwerken und Medien, aber auch die Nachbarschaftshilfe für Alte oder der Protest gegen "kapitalistische Miethaie". "Man muß so handeln, daß man in einem Meer der Sympathie schwimmt, daß die normalen Bewohner für uns die Hand ins Feuer legen."

Die Rechten wollen "national befreite Zonen" schaffen. Bislang ist dies mehr großmäulige Wunschvorstellung als politische Realität. Aber als soziokultureller Hegemonieanspruch hat sich das Konzept bereits in den Alltag geschlichen. "Eine Gefahr für das städtische Leben", warnt der brandenburgische Verfassungsschutz in seiner jüngsten Veröffentlichung.

"Allein, daß es Orte gibt, die Fremde oder andere Gruppen als zu gefährlich meiden müssen, ist schon bedenklich", urteilt Cornelia Schmalz-Jacobsen, Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, und empfiehlt, das Problem "befreite Zonen" auf die Tagesordnung der Innenministerkonferenz zu setzen.

Bernd Wagner, der im Auftrag der brandenburgischen Landesregierung mit einem mobilen Beratungsteam gegen Fremdenfeindlichkeit durch die Kommunen zieht, kennt fast in jeder Stadt Orte der Angst. Nicht ganze Stadtteile, aber Treffpunkte, öffentliche Plätze, "eroberte" Jugendclubs. Im Neubauviertel von Fürstenwalde ist es der Paul-Frost-Ring, wo die rechte Szene über CB-Funk Fremde ins Visier nimmt, in Schwedt ist es der "WK 7", ein Plattenbaubezirk, in Joachimsthal der Platz vor dem Supermarkt. Andernorts gilt die Aral-Tankstelle am Stadtrand als "befreit" oder Radio Germania im Äther.

An den einschlägigen Treffpunkten tauchen neuerdings auch die "Scheitelträger" aus der organisierten Neonaziszene auf. Sie versuchen, die jungen Neueinsteiger der Glatzenszene zu aggressiven Mutproben gegen Andersdenkende und Fremde anzustacheln. Im selbstverwalteten "Info-Café" der linksalternativen Enklave von Angermünde erzählt der vierzehnjährige Frank eher beiläufig von alltäglichen Einschüchterungen. Was vor drei Tagen passierte? Ach, ist doch schon normal. Vorm Treffpunkt mit dem Che-Guevara-Portrait hätten ihm vier Typen aufgelauert und gedroht: "Wenn du weiter da reingehst, paß auf deine Gesundheit auf." Frank grinst: "Aber gemacht haben sie nix." Und am Wochenende sind sie mit dem Auto vorgefahren, haben den windschiefen Flachbau mit Flaschen bombardiert und die Wände mit Hakenkreuzen beschmiert. Dann sind sie mit voller Wucht gegen die Eingangstür gesprungen. Aber zum Glück war das Eisengitter schon fest verschlossen, das den Jugendtreff allabendlich zur Festung macht. Hier, auf wenigen Quadratmetern, igeln sich jene ein, die wie Evelin und Frank nicht zum rechten Mainstream gehören. Die öffentlichen Plätze, am Bahnhof etwa, sind anderweitig vergeben.

Quelle: https://www.zeit.de/1998/05/Zecke_verrecke_/komplettansicht

